

Nr. 28. Bromberg, den 2. Februar 1929.

Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

Der alte Jakobson, der große Finanzmann des Königs „Immer lustick" sah sich patriarchalisch-beschaulich die Revue an. Ihm imponierte nichts — keine Ehrenlegion und keine Marschallstäbe, keine silbernen Adler und keine Rheinbundkronen. Eine Menge Elsässer Juden scharten sich um ihn, über den Rhein her, als Lieferanten, Spekulanten, Agenten in das neue Reich hineingeströmt. Pariser Tanzmeister, Komödianten Balleteusen guckten in hellen Haufen zwischen den Kasseler Bürgern der Parade zu. Ein breitschultriger, weinroter Hauptmann von der Voltigeur-Kompagnie des fünften westfälischen Regiments hinkte vor die dänischen Offiziere hin und klatschte sich mit der Hand auf das lahme Bein.

„Eh — und meine Halberstädter Blessur hier, mein Herr holländischer Kürassier?" knarrte seine rauhe Kriegsgurgel. „Die Totenköpfe haben mein ganzes Regiment ruiniert! Und ihr langsamen Mynheers habt die verdammten Nachtreiter glücklich nach England entwischen lassen!"

„Die Braunschweiger haben auch bei Tag ihre Courage präštiert!"

„Ei was! . . . Marodeure sind es! Und ihr Bettelherzog nicht besser als ein Buschklepper!"

„Napoleon selber hat von ihm gesagt: „Das ist einmal ein wackerer Degen!" Beschimpfen Sie Wilhelm von Braunschweig nicht!"

Die Offiziere tauschten stumme Blicke. Der eine Däne ging unauffällig mit dem lahmen Westfalen beiseite, auf den Polizeichef Bercagny zu, der von der Rennbahn aus, in der unscheinbaren Tracht eines Harzbauern in Schaufelhut und Kniehosen, das Gewimmel seiner über den ganzen Platz zerstreuten Spitzel und Spione leitete. Sie tuschelten mit dem kleinen Fouché von Kassel und zwinkerten nach dem Jonkheer van Braak drüben. Mit dem plauderten inzwischen die Oldenburger, um seine Aufmerksamkeit abzulenken Der eine deutete hinüber nach dem Balkon des Alten Residenzschlosses.

„Dort kann der Herr Kolonel Ihre Majestät die Königin bewundern", sagte er . . . „samt ihrem Gefolge von blaublütigen Damen!"

„. . . und Freundinnen des Königs Jérôme!" ergänzte halblaut der gottlose kleine dänische Scharfschütze von vorhin. Katharina von Württemberg lehnte da, der Kontinentalsperre ihres Schwagers Napoleon zum Trotz in einen kostbaren, golddurchwirkten, indischen Seidenschal gewickelt, der von dem brillantenflimmernden Stirndiadem auf die hochgegürtete, weiße Knietunika und das meerblau darunter sich vorbauschende Unterkleid hinabwallte. Das Antlitz der jungen Königin war hübsch und klug, von einem nachdenklichen Ernst überschattet. Zu beiden Seiten standen neben ihr in Reihen die am Hof Jérômes als Oberhofmeisterinnen, Palastdamen und Ehrenfräulein bestallten Fürstinnen und Gräfinnen aus höchstem deutschen Reichsadel, und die Pariser Bankiers, die Spielhalter, die Staatslieferanten und Glücksritter des französischen Kaiserreichs.

Die Parade war zu Ende. Die Bataillone schlossen sich zu langen, schneeigen Schlangen. Das weiße Kanonenfutter des Rheinbundkönigs marschierte ab. Im verklingenden Schmettern der Musik näherte sich ein Oberkammerherr höflich dem verdächtigen Fremden.

„Der Graf Vogelsburg", sagte der kleine dänische Scharfschütze zu seinen Kameraden, „ist einer von den wenigen im hannoverschen Adel, die dem König von England ihre Kammerherrenschlüssel und Titel zurückgeschickt haben und Frau und Töchter hier in Kassel auf die Weide treiben!"

„Sie kommen aus Amsterdam, mein Oberst?" frug der Graf Vogelsburg geschmeidig den Jonkheer van Braak. „Nun — wie befindet sich der Stiefschwiegersohn des Kaisers?"

„Wen meinen Sie damit?"

„Mein Gott: seinen Bruder Louis, den König von Holland — da er die Gräfin Hortense Beauharnais, die Tochter aus erster Ehe der Kaiserin Josefine, geheiratet hat . . . Aber das müßten Sie doch wissen . . ."

„Es ist mir im Augenblick entfallen!"

„Nun — und dieser kleine Napoleon Charles, der Kronprinz . . .?"

„Es geht ihm gut!"

„Ich hoffe es — im Jenseits, mein Herr! Denn der Dauphin starb vor zwei Jahren! Ich wollte fortfahren: — dieser arme kleine Thronfolger ist tot! Was macht der Großherzog von Cleve?"

„Er kämpft, soviel ich weiß, gegen die Engländer bei Walcheren!"

„Im zarten Alter von fünf Jahren? . . . Wahrlich ein Wunder, selbst bei dem kriegerischen Geschlecht der Bonaparte! Kaiser Napoleon hat doch den jetzigen jungen Kronprinzen von Holland, den Bruder des Erstgeborenen, im März dieses Jahres zum Großherzog von Cleve und Berg ernannt . . ."

„Ich dachte nicht daran . . ."

„. . . gerade da Sie auf der Reise zu König Murat, dem bisherigen Herrscher dieses Landes, sind . . .?"

„. . . die Kronen und die Throne fliegen ja jetzt wie Kaff in der Tenne! Wer kann das alles behalten?"

„Sie — als ein holländischer Edelmann — müßten da doch Bescheid wissen! . . ." sagte der Kasseler Oberkammerherr in tiefstem Mißtrauen. Er verbeugte sich steif und kalt und raunte einem hinter ihm stehenden jungen Garde-Adjoint zu: „Kapitän Noël — suchen Sie den Legionschef der Gendarmerie!"

„Er steht dort drüben — vor dem Fridericianeum!"

„Benachrichtigen Sie ihn diskret, daß hier irgendeine dunkle Gefahr für das Königreich Westfalen, vielleicht sogar für das Kaiserreich brütet! Schnell!"

Der Adjutant puffte sich durch das nach Schluß der Parade auseinanderflutende Bürgergewimmel. Er stutzte und wich ehrerbietig zur Seite. Vom Schloß her kam eine hohe Dame mit ihrem Gefolge von Hoffräulein. Farbige Sonnenschirme überleuchteten die umgekehrten Blumentöpfe auf den Locken dieser vornehmen Zuschauerinnen der Revue. Regenbogenbunt wehten ihre hauchdünnen Pariser Sommerroben im Wind. Ein Brigadegeneral und Ehrenstallmeister des Königs Jérôme schritt platzschaffend voraus. Der hannoversche Graf machte eine Reverenz fast bis zur Erde und gab dem dänischen Scharfschützen einen Wink:

„Haltung, meine Herren! Vor Ihrer Hoheit, der Frau regierenden Rheinbundfürstin zu Praunheim!"

Eliza Praunheim neigte im Vorüberwandeln gnädig den hübschen, braunen Kopf vor den Offizieren. Wie zufällig fiel ihr Blick auf den holländischen Edelmann in deren

Mitte. Sie blieb stehen und sagte erfreut, während sie ihm die Hand zum Kuß reichte, auf Französisch:

„Sieh da: Jonkheer van Braak! Und wie leben Sie, mein Kolonel?"

Der Oberkammerherr zuckte zusammen. Die Worte der rheinischen Souveränin trafen ihn wie ein Florettstich in seinen feisten, versilberten und vergoldeten Wanst. Er winkte über die Köpfe der Menge hin ein verzweifeltes „Halt!" zu dem Zweispitz des Legionschefs der Gendarmerie. Er schnappte nach Luft. „Das hätte mir Hals und Kragen kosten können!" röchelte er zu dem kleinen Garde-Adjoint, der sich gewandt wie eine Eidechse im Volk verschlüpfte, und dann, schon streng und stirnrunzelnd zu den Oldenburgern: „Keine Bêtisen, wenn ich bitten darf, meine Herren! Die Fürstin kennt, wie Sie sehen, den Herrn Jonkheer van Braak hochpersönlich!" Er rieb sich die Hände und schmunzelte untertänig zu den beiden hinüber. „Ihre Hoheit konversiert auf das gnädigste mit diesem wahren Edelmann! Ich begreife nicht, wie man an dessen Status zweifeln konnte!"

„Nehmen Sie sich in acht!" sagte drüben Eliza Praunheim leise und schnell zu Juel Wisselinck. Ihr Gesicht lächelte weltläufig ausdruckslos, in der kühlen Herablassung der großen Dame. „Sie waren schon beinahe entlarvt! Ich hab' Sie vom Balkon, wo ich neben der Königin stand, gesehen. Ich bin, wie zufällig, hier vorbeipromeniert, um Sie zu retten!"

„Wie kommen Sie nach Kassel?"

„Ich bin meinem Mann entgegengefahren! Das war schon im vorigen Herbst, als er nach Spanien ging, zwischen uns ausgemacht!"

„Der Fürst ist auch hier?"

„Ja. Er hat mir — gemäß seinem Ehrenwort an Sie — berichtet, daß Sie ihn freigelassen haben. Drum bin ich auch Ihnen Ihre Freiheit schuldig . . ."

„Ich danke Ihnen, Eliza!"

„Er hat mir von dem Tod seines Begleiters, des Jonkheer van Braak, erzählt! Er erkennt Sie sogleich in dessen Uniform wieder. Sie müssen fort, Juel, auf der Stelle!"

„Meine Pferde werden schon auf der Post angeschirrt!"

„Nun — dann wünsche ich Ihnen eine gute Reise, Jonkheer van Braak!" sagte die Fürstin Praunheim laut — denn der Oberkammerherr, Graf Vogelsburg, trat wieder schnaufend heran. Er räusperte sich würdevoll und feierlich.

„Seine Majestät der König von Westfalen hat von Ihrer Anwesenheit vernommen, mein Herr Baron! Er wünscht Sie in Audienz zu empfangen und bittet Sie, nachher an der Paradetafel teilzunehmen!"

In dem prunkvollen Empiresaal des Alten Residenzschlosses drückte König Jérôme, angesichts seines hundertköpfigen Hofstaates, dem Jonkheer Mauritz van Braak huldvoll entlassend die Hand.

„Sie sehen mich entzückt, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben! Sie werden mir denselben Dienst erweisen, mein teurer Baron, wie meinem Bruder Louis von Holland, und auf Ihrer Weiterreise einen Brief von mir an meinen Schwager Murat, den König von Neapel, mitnehmen! Ich wüßte für dies durchaus intime Schreiben keinen zuverlässigeren Boten! Hier — mein Oberkämmerer —", er wandte sich an den hinter ihm in silberbetreßtem Frack aufwartenden Prinzen von Hessen-Philippstal aus dem von ihm entthronten, elfhundertjährigen Herrschergeschlecht des Landes, „wird Ihnen nach Tisch, zwischen Birne und Käse, das Schreiben einhändigen!"

„Und nun . . ." Der König „Morgen wieder lustick" erblickte seine dienstuenden Höflinge, die Fürsten von Salm-Salm und von Löwenstein-Wertheim zu beiden Seiten der Flügeltüren des geöffneten Speisesaals in Positur und lächelte liebenswürdig der blaß und matt in der Nähe stehenden Rheinbund-Souveränin Eliza Praunheim zu, „. . . . nun bitte ich Euer Liebden, sich dieses von Ihnen eingeführten tapferen Bataviers annehmen zu wollen! Reichen Sie Ihrer hohen Gönnerin den Arm, Jonkheer van Braak . . ."

Die Trompeter der Garde du Corps schmetterten die Tischmusik. Die langen Tafeln flimmerten vom Regenbogenspiel der Großkordons auf weißem Tuch, vom Perlmutterglanz der bloßen Schultern über Brüsseler Spitzen, von goldgesticktem Eichenlaub und Diamantensonnen in gefärbtem Haar. Die Unterhaltung schwirrte ausschließlich auf französisch. Nur die Fürstin Praunheim sprach mit ihrem Nachbar deutsch. Niemand achtete darauf. Rings um die beiden schüttelten sie sich vor Lachen: Bei dem Besuch Madame Lätitias, der Kaiserin-Mutter, im Edelsteinkabinett des Museums nebenan, war aus dem Gefolge heraus das Wort gefallen: „Donnerwetter — hier muß man stehlen . . ." Und nach Abzug der vornehmen Gäste blieb auch wirklich ein Diamantring verschwunden. Der Minister von Wolfradt hatte es selber schriftlich dem Aufseher bestätigt. Man stritt über die Tafel hin amüsiert auf französisch, wer wohl in Gegenwart des Königspaares den Ring gemaust haben möge? Inzwischen sagte Eliza Praunheim leise zu Juel Wisselinck:

„Ob mein Mann im Saal is? . . . Gucke Sie hin: Da über den kleinen Stumpe mit dem Schwarzkopf weg — das is der vielmögende Abraham Zadig, der Leibarzt vom Jérôme — den hat er sich zusamme mit seiner Breslauer Komödiantin nach Kassel mitgebracht — da drüben . . ."

Ja. Jetzt sah Juel Wisselinck, am anderen Ende des Saals, den schnurrbärtigen, soldatisch-kühnen Kopf des kaiserlichen Brigadiers der Kavallerie, Fürsten Viktor zu Praunheim. Der Mars prangte in Purpur und Gold des Krieges. Seine verräterisch feurigen, dunklen Augen bataillierten mit den feuchten Blicken der Damen um ihn. Er wußte, wie gefährlich er ihnen war. Er lächelte heißblütig und verwegen.

„Gottlob — der Fürst schaut nicht her!" sagte seine Gemahlin leise. Um sie herum erzählte man sich von den vier gleichzeitigen Verehrern der schönen Madame Blanche Carréga, Baronin von Keudelsheim: Erstens natürlich, außer ihrem Mann, der nicht mitrechnete, der Landesvater Jérôme selber. Zweitens dessen Schwager, der Kronprinz von Württemberg, drittens der wilde Marquis de Maubreuil, zur Zeit im Felde in Spanien, viertens — allgemeine Heiterkeit — ein kleiner Kasseler Employé — ein Kreole — man erstickte vor Heiterkeit — ein richtiger Kreole, namens Lasserre . . .

„Mein Mann schwatzt zum Glück alsfort mit der Gouvernant'!" Die Fürstin Eliza verwandte kein Auge von dem anderen Ende des Saales. „Man nennt sie als die Gouvernant' der Königin Kätter! . . . Die Fürstin Truchseß-Waldburg ist die einflußreichste Dame am Hof — die Frau des Ersten Kämmerers, eine geborene Prinzeß von Hohenzollern! . . . Da . . . neben der Gräfin Schönburg . .! Gleich nach der Tafel müssen Sie heimlich fort! Nit mit der Post! Das is zu gefährlich! Da hinten — der Polizeichef Lasariette blinzelt immer wieder mit so unheimliche Katzenauge zu Ihne' rüber! . . Ich sorg' schon, daß Sie Bürgerkleider kriege und irgendwo in der Still' aus der Altstadt über die Fulda echappiere!"

„Drehe Sie den Kopf besser auf die Seit'!" warnte sie wieder nach einer Weile mit erstickter Stimme. „Sehen Sie . . . dort drüben — zwischen dem Strolch, dem Salha, der sich alleweil Graf Hörne schreibt, und dem Spitzbub', dem Le Camus, den man jetzt Grafen Fürstenstein schelte muß . . . du liebe Zeit — das sind mir schöne, neue Grafe — die Mutter Hebamm', der Vater e Kesselflicker."

„Was ist das alles für ein Gelichter?"

„Zwischen den beiden Exzellenzen hockt die Messalina von Kassel — die Coudras — die geborene Gräfin Bernterode! Das is augenblicklich die Erz-Odalisk' . . . im Harem vom Jérôme! Mit dem Laster heißt's sich stelle! Mein Mann ruft ihr ein paar galante Worte zu. Passe Sie auf, daß sein Aug' nit dabei durch Zufall auf Sie fällt!"

„Eliza — was tun Sie hier in diesem Rheinbundpfuhl?"

„Meine Sie, Juel, mir wär' wohl zumut?" sagte die hübsche, blasse Fürstin Eliza. „Hol' der Guckuck all' die liederlichen Weiber und verderbten Männer! . . . Ich begreif' es jetzt schon, daß das babylonisch Wese euch reinen Seelen in Preuße und auch bei uns in Deutschland die Höll' selber dünkt! Aber ich bin jetzt halt darin . . ."

„Nach eigenem Willen!"

„Ich bezahl' meinen Glanz teuer genug, Juel! Mir is oft angst und bang zumut! . . . Mir is, als wär' ich in der Fremde . . ."

„Franzosen über Deutschland . . ."

„. . . als verlör ich mein bestes Teil! . . . Aber ich kann doch nimmer zurück: Der Kaiser führt uns halt durch dick und dünn. Wir Menschen müsse dem Napoleon folgen. Der Kaiser ist groß . . ."

„. . . der Antichrist auch!"

„. . . aber seine Brüder, wie der Jérôme da, und seine Schwäger und Vettern — die sind klein! Die sind nur seine Affe! Und je größer er sie macht und je mehr Fastnachtskrone er ihnen aufsetzt, desto kleiner werden sie! . . . Und mit sellen Rittern von der traurigen Gestalt und ihrem Lottervolk mit langem Haar muß man haushalte! Juel — ich fürcht' manchmal in dem Narretanz für meine arme Seele! . . . Ich denk' dann als an Sie! Dann krieg' ich wieder Trost, daß es noch Leut' in Deutschland gibt, die sich nit beuge . . ."

„. . . und wenn der Bonaparte selber mit seinen apokalyptischen Reitern über Europa hinfährt!" sagte Juel Wisselinck kalt zwischen den Zähnen. Eliza Praunheim zuckte zusammen:

„Was will denn der Graf Bochholtz? Er kommt gerade auf Sie zu!"

(Fortsetzung folgt.)

Was Brehm der Welt gab.

Zum 100. Geburtstag am 2. Februar 1929.

Von **Dr. Arthur Berger.**

Zwei Naturforscher hat das vorige Jahrhundert hervorgebracht, deren Schriften in fast alle lebenden Sprachen übersetzt sind: Darwin und Alfred Brehm, dessen hundertsten Geburtstag wir am 2. Februar 1929 begehen.

In Renthendorf, einem kleinen Pfarrdorf inmitten des Thüringer Waldes, wurde er als Sohn des dortigen Pastors Christian Ludwig Brehm geboren. Dieser, ein Mann von eiserner Energie und großen Kenntnissen der Vogelwelt, führte den Sohn in die Geheimnisse der Naturwissenschaft ein und öffnete ihm Auge und Herz für die Wunder der Schöpfung. Eigentlich sollte der heranwachsende Jüngling Architekt werden, doch bot sich ihm ganz unerwartet die Gelegenheit, an einer Expedition nach Afrika teilzunehmen. Begeistert griff Alfred Brehm zu, verließ die Hochschule, und wenige Wochen später betrat der Neunzehnjährige das afrikanische Festland. Weit drang er in den damals noch wenig bekannten schwarzen Erdteil vor. Nilaufwärts führte ihn der Weg bis in das tiefste Kordofan, dem Lauf des Blauen Nil folgte er bis fast an die abessinische Grenze. Fünf Jahre des Studiums, des Jagens, des eifrigen Schaffens, aber auch der Krankheit, der Not und der Entbehrung folgten. Reich an Ausbeute, mit großen zoologischen Sammlungen, kehrte der zum Mann gereifte Brehm heim, um sich theoretisch wissenschaftlich weiter auszubilden. In vielen Schriften legte er seine Erfahrungen nieder, arbeitete in der Heimat. Aber dann lockte es ihn wieder hinaus. es ging nach dem hohen Norden, nach den Felsgebirgen Spaniens, nochmals nach Afrika. Mit Kronprinz Rudolph, dem wissenschaftlich hochgebildeten österreichischen Kaisersohn, der mit Brehm durch engste Freundschaft verbunden war, besuchte er die gewaltigen Vogelkolonien an der unteren Donau; dann wieder zog es ihn ostwärts in die unendlichen sibirischen Weiten bis zur chinesischen Grenze. So vervollkommnete dieser echte Naturforscher sein ausgedehntes Wissen immer mehr, namentlich aber lernte er die freilebenden Tiere in ihrer ureigensten Heimat kennen, und darauf kam es ihm ganz besonders an. Auf allen diesen Reisen wuchs nicht nur der Schatz seiner gewalt'gen Tiersammlungen, sondern vor allen Dingen auch der seiner Erfahrung. Stunden-, tagelang lauerte er oft im Versteck, um diese oder jene Tierart beobachten, ihre Lebensgewohnheiten studieren zu können. Mit einer geradezu erstaunlichen Sorgfalt sind seine Tagebücher (fast alle stenographisch) geführt. Und wie Brehm ein Tatenmensch im Forschen war und mit eiserner Energie die sich in dieser Hinsicht gesteckten Ziele verfolgte, so handelte er auch, wenn es galt, seine auf gründlicher Kenntnis aufgebauten Ansichten zu verfechten. Durch seinen geraden offenen Charakter schaffte er sich manchen Feind, aber tausendmal größer war die Zahl derer, deren Herzen er sich eroberte, die begeistert zu ihm aufblickten.

Als kühner Vorkämpfer einer neu aufdämmernden Zeit brach er mit der verstaubten Stubengelehrsamkeit, die an Tieren die Beine, die Knochen zählte, alle Kreaturen in starre Systeme preßte, aber für ihre Lebensgewohnheiten kein Verständnis oder Sinn hatte. Brehm öffnete der Welt die Augen für die Liebe zu den Tieren, denn er verstand sie.

In seinen Werken findet sich der Satz: „Nur ein guter Herr kann einen guten Hund haben.“ Er sagt alles; mit diesem Wort fordert Brehm, daß der Mensch nicht von erhabener Höhe verächtlich auf das Tier herab blicken soll, sondern suchen muß, ihm näher zu kommen. Im Tier erblickt er nicht den Sklaven, sondern den Freund, ja den Kameraden des Menschen.

Unendlich Schweres hat Brehm auf seinen langen Reisen durchgemacht, namentlich auf seinen ersten, fünf Jahre dauernden Afrika-Expeditionen. Krankheiten warfen ihn immer von neuem nieder. Von allen Menschen schien er, fern der Heimat, verlassen. Keinen Menschen mehr mochte er sehen, ganz zog er sich zurück zu allen den Tieren der Wildnis, die er aus dem Innern des Landes mitgebracht hatte. In seinem Hofe in Khartum hielt er Löwen, Hyänen, Papageien, Gazellen, Leoparden, Geparden, Marabus, Affen und viel anderes Getier. In ihrem kleinen Kreis fühlte er sich glücklich. Da vergaß er den Alltag, und es war ihm gelungen, die scheuesten, bissigsten Bestien fingerzahm zu machen. Wenn er aß, saßen brav wie gutgezogene Hunde die Hyänen neben ihm und warteten auf die Brocken, die er ihnen zuwarf. Und als einmal wieder die Not am größten war, er sich fieberkrank auf seinem Bett hin und her warf, ohne Freunde, ohne Pflege, da kroch seine treue Löwin Bachida zu ihm und schmiegte sich an ihn. Und es war, wie wenn von diesem Tiere aus neues Leben ihn durchströmte, neue Hoffnung in ihm erwachte; und sie trog ihn nicht. Ein Mohammedaner half ihm in diesen Zeiten schwerster Not. Wer weiß, ob nicht gerade dies Zusammenleben mit den Tieren in ihm die Erkenntnis zum festen Satz werden ließ, daß auch im Tier eine Seele lebt. Immer fester versenkte er sich in diesen Gedanken, trat den Tieren näher, und mit meisterhafter Feder verstand er es, in unzähligen Begebenheiten, die er in seinem unsterblichen „Tierleben“ niederlegte, der breiten Masse die Tiere näher zu bringen. Die große Verbreitung seiner Schriften, die vielen Vorträge, die Brehm hielt, wirkten wie eine Offenbarung. Mit einem Male war der Sinn für die Tiere und ihre Lebensgewohnheiten geweckt. Staunend gewahrten die Menschen, daß auch Tiere ein richtiges Familienleben kennen, daß es auch bei ihnen Freude und Leid gibt. Die Tierschutzvereine, die bisher ein kümmerliches Dasein geführt hatten, bekamen plötzlich dank der Bestrebungen Brehms erstaunlichen Zulauf, und die Staaten konnten nicht mehr achtlos an dieser Bewegung vorüber gehen. Tierschutzgesetze wurden erlassen, auch die Schulen waren nicht müßig. Schon den Kleinen wurden die Augen geöffnet, und wenn heute die Kinder, statt ein Nest zu zerstören, es mit einer gewissen andächtigen Scheu betrachten, der Vogelmutter beim Füttern ihrer Brut, den fleißig schaffenden Ameisen beim Arbeiten zuschauen, wenn die Liebe zur Natur jetzt Allgemeingut geworden ist, so danken wir das in der Hauptsache dem unvergeßlichen Alfred Brehm.

Um das Andenken an diesen einzigartigen Mann dauernd wach zu erhalten, ist eine Alfred Brehm-Stiftung ins Leben gerufen worden, die den in dürftigen Verhältnissen lebenden betagten Töchtern des großen Mannes eine Ehrenspende des deutschen Volkes übermitteln und populärwissenschaftliche Arbeiten und Forschungen unterstützen will.

Afghanisches Gleichnis.

Vivat-Hoch! — Parade — Tusch —
Hymnen, wie nach Sieg und Schlachten . . .
Hinten weit im Hindukusch
Saßen, die noch anders dachten
Und die schätzten sehr gering
All des Fortschritts laute Feier;
Denn sie sah'n, Suraja ging
Ohne den gebot'nen Schleier!

Morgenrufe und Gebet
Und geheiligt Offenbaren,
Wie's geschenkt hat der Prophet
Einst vor vielen hundert Jahren,
All das fiel. Die Mullahs floh'n
Unter Flüchen und Protesten.
Unecht glitzert um den Thron
All der Flitterkram vom Westen.

Und der Aufruhr, wild geschart
Um den Haß, der heiß entglommen,
Von den Bergen hat die Fahrt
Tief er in das Land genommen.
Derwisch, Weber, Hirt und Schmied
Nah'n dem Glauben als Befreier.
Tiefe Nacht. Suraja flieht
Ohne Krone — tief im Schleier.

Wie ein Gleichnis seh' ich's an,
Was im Kampf um alte Sitten
Ferne in Afghanistan
Um den Schleier wird gestritten.
So wie Zieten aus dem Busch
Läßt sich nie der Fortschritt schenken — —
Irgendwo im Hindukusch
Sitzen, die noch anders denken! . . .

Diogenes.

Der Wolfsjäger.

Eine sibirische Erinnerung von Joseph M. Velter.

Kaum eines meiner zahllosen Erlebnisse im sibirischen Urwald hat einen so tiefen, unvergeßlichen Eindruck auf mich gemacht wie das Zusammentreffen mit einem merkwürdigen Menschen mitten in der Wildnis der Taiga, ein Zusammentreffen, das von ganz besonderen und tragischen Umständen begleitet war. Ich will es in aller Kürze berichten:

Nach tagelangen Wanderungen durch die unendlichen Waldungen, die sich längs des Tagul hinziehen, hatten wir am Fluß, wo wir nach Gold suchen wollten, ein auffallend gut in Stand gehaltenes Blockhaus gefunden und bezogen. Verwundert waren wir nur darüber, daß wir wohlgeschich-

tetes Holz vorfanden, außerdem Geschirr, eine Pfanne und einen Teekessel, alles sauber geputzt. Überhaupt machte das Ganze den Eindruck, als sei der Raum vor noch nicht langer Zeit erst verlassen worden.

Wir nahmen unsere Goldsuche auf. Bald war am Flusse über der goldhaltigen Schicht die Erde abgetragen. Wir begannen, die lehmige Sandschicht, die sich nun zeigte, durch die Butaras, die langen, hölzernen Spülkästen zu treiben. Die Ausbeute an Goldkörnern und Blättchen war nicht gerade verlockend. Schließlich aber gerieten wir doch in eine Art leichten Goldfiebers und schufteten, daß wir allabendlich wie gerädert aufs Bett sanken.

So auch diesmal. Es war gegen Abend. In dem lehmgemauerten Herde knallten die Holzscheite unter dem Teekessel. Da hörten wir plötzlich Schritte, die sich unserem Blockhaus näherten.

„Wer da?" ertönte draußen eine tiefe, ruhige Stimme. „Staratili, arme Goldwäscher", antwortete Semjon Pawlowitsch. Ehe wir zu einem Entschluß kamen, hatte er schon die Tür geöffnet und war hinausgegangen.

Die Situation löste sich höchst friedlich. Semjon Pawlowitsch kam mit dem Fremden herein. Bald hörten wir, daß der Angekommene seit mehr als einem Jahre das Blockhaus als Standquartier benutzte.

Wir hatten Zeit, ihn zu mustern. Es war ein großer, fast hünenhafter Mensch mit scharfen, harten Zügen und einer tief durchfurchten Stirn, vielleicht vierzig Jahre alt. Er mochte unsere forschenden Blicke bemerken, denn plötzlich stand er auf, trat vor uns, nahm eine militärisch straffe Haltung an, verbeugte sich kurz. „Gestatten die Herren, Stefan Wassiljewitsch Beßfamilji." Jmgulll und ich waren derart maßlos verblüfft, daß wir fast vergaßen, auch unsererseits wenigstens andeutend unsere Namen zu nennen. Wir taten es schließlich. Der sonderbare Fremde, der uns seinen wirklichen Namen verschwiegen hatte — denn Beßfamilji bedeutet einfach „ohne Familie" — murmelte etwas wie „sehr erfreut" und begab sich nach knapper Verbeugung in seine Ecke zurück schloß die Fenster, legte noch einige Holzscheite auf das Feuer, wünschte kurz „Spakojnoi Notschi" und drehte sich, scheinbar schon einschlafend, zur Wand.

Die Nacht verging. Nicht das Geringste geschah. Gegen Morgen erhob sich der seltsame Gast, kochte, lautlos am Herde hantierend, seinen Tee und war ein paar Augenblicke später schon vor dem Hause. Vom Fenster aus sahen wir ihn nach wenigen Minuten in der Taiga verschwinden.

„Jej Bogu!" flüsterte Semjon Pawlowitsch und hatte ganz verstörte Augen. „Hoffentlich kommt er nicht wieder."

Aber Stefan Wassiljewitsch Beßfamilji kam wieder, oft sogar, unregelmäßig, einmal nach fünf Tagen, dann nach vier; zuweilen lagen nur zwei Tage zwischen seinen nächtlichen Besuchen. Stets verliefen Abend und Nacht in gleicher Weise.

So vergingen Wochen. Da erschien er eines Nachmittags zu ungewohnt früher Stunde, bleich und wankend, schwer auf einen Stock gestützt. Als er sich näherte, sahen wir, daß vom rechten Oberschenkel ein breiter braunroter Streifen geronnenen Blutes herab lief. Kaum in der Hütte angekommen, brach der Fremde zusammen.

„Gospodi pomilyi!" schrie Semjon Pawlowitsch auf. „Er stirbt!" — Vorsichtig betteten wir den Ohnmächtigen auf sein Lager. Im Oberschenkel fanden wir eine schwere, schon entzündete Bißwunde. Wir wuschen sie aus, desinfizierten sie, so gut es ging, und legten einen Verband an. Indes war das leise Stöhnen des Verletzten verstummt. Scheinbar schlief er.

Anderntags hatte er hohes Fieber. Wir gaben Chinin. Die Temperatur sank langsam. Jmgulll sprach halblaut mit mir, vorsichtshalber französisch. Der Biß scheine von einem wutkranken Wolf herzurühren. Dann sei unsere Kunst allerdings umsonst.

Der Kranke lächelte. „Meine Herren", sagte er in fließendem Französisch, „Sie haben sich nicht getäuscht. Erschrecken Sie nicht, es ist nicht so schade darum, wenn ein Beßfamilji stirbt. Einmal mußte es ja so kommen. Lassen Sie es nur gut sein."

Er sprach ganz ruhig und abgeklärt. Wir versuchten, ihm Mut einzureden. Wer wolle gleich ans Sterben denken; der Wolf müsse ja nicht gerade tollwütig gewesen sein.

„Doch, meine Herren, er muß! Haben Sie schon einmal gehört, daß ein Wolf im Sommer einen Menschen angreift, wenn er nicht die Wut hat?"

Wir schwiegen. Was hätten wir erwidern können?

Unerwartet fing der Kranke wieder an: „Sie wundern sich über mich? Vielleicht haben Sie ein Recht etwas mehr von mir zu wissen. Nun gut. Daß ich nicht immer hier in der Wildnis gehaust habe, können Sie sich denken. Vor zehn Jahren war ich Offizier in einem anständigen Regiment und wurde schließlich nach Sibirien versetzt. Nicht ganz ohne Schuld vielleicht. Aber es war wirklich nicht allzu schlimm. Kurz vorher hatte ich geheiratet, eine junge, kleine, entzückende Frau. Nach einem Jahre schenkte sie mir in dem verfluchten Grenznest, in dem wir mit meinen Kosaken hausten, ein kleines Mädchen. Ach, meine Herren, Sie hätten die Kleine sehen sollen, als sie drei Jahre alt war! Nie gab es Holdseligeres."

Der Kranke schwieg eine Weile. Seine Augen glänzten. Wie schmale Wülste zogen sich die Falten über seine Stirn. Dann fing er wieder an: „Eines Tages, im Dezember, kurz vor Weihnachten, fuhr ich in die Stadt, um für meine Frau und die Kleine einzukaufen, für meine Frau besonders allerhand kleine Sachen. Unser Mädelchen sollte bald einen kleinen Bruder bekommen. Lassen Sie es mich kurz machen: Als ich fort war, spürte meine Frau, daß ihre schwere Stunde kam. Sie schickte zu einer Nachbarin. Wie dann alles kam und wie die Kleine auf die Straße gelangte — sie wollte ihr Väterchen suchen, den ganzen Nachmittag hatte sie davon geplappert —, das weiß ich nicht. Sie kehrte nicht mehr zurück. Die Wölfe! Die Wölfe!"

Er riß sich herum und stöhnte. Nach einer Weile, während wir erschüttert das aufgewühlte Gesicht des Sprechers betrachteten, fuhr er leise fort: „Meine Frau ist dann auch gestorben, acht Tage nachher. Das Kleinste war schon tot auf die Welt gekommen. — Sehen Sie, da bin ich Wolfsjäger geworden. All die Jahre habe ich seither in Wald und Steppe gehaust und es ihnen heimgezahlt. Aber nun hat es auch mich erwischt."

Er behielt recht. Stefan Wassiljewitsch Beßfamilji starb wenige Stunden später einen schweren Tod. Am Tagul steht ein Kreuz, viele hundert Wjerst von allen menschlichen Behausungen entfernt, am Rande der Taiga. Und über dem Grab schallt triumphierend allnächtlich das schaurige Geheul der Wölfe, die Leben und Glück vernichteten, ihm und hunderttausend Unbekannten, Namenlosen in der sibirischen Wildnis.



Bunte Chronik



* **Körpergröße und Körpergewicht.** In der ersten Zeit nach der Geburt des Kindes wird bei der Körpergröße die bedeutendste Zunahme beobachtet; so wächst der Mensch im ersten Jahre durchschnittlich um 20 Zentimeter, im zweiten um 10 Zentimeter, im dritten nur noch um 7 Zentimeter. Eine gleiche Zunahme erfolgt in der Periode vom 5. bis 16. Jahr und beträgt 5½ Zentimeter. Mit Beginn des 20. Lebensjahres zeigt sich ein geringes Wachstum, das überhaupt gegen das 30. Jahr des Lebensalters sein Ende erreicht. Mit dem 60. Jahre nimmt die Körperlänge langsam ab. — Das Körpergewicht, welches in der ersten Woche nach der Geburt sinkt, weil der Neugeborene erst Nahrung aufzunehmen lernen muß, erlangt nach Ablauf von zehn Tagen wieder die anfängliche Höhe und verdreifacht sich dann im ersten Lebensjahre. In den ersten 12 bis 15 Jahren erscheint das Körpergewicht bei Mädchen größer als bei Knaben. Der Höhepunkt der Gewichtszunahme erfolgt bei einem sich nicht übermäßig ernährenden Manne im 40. Jahre; im Mittel beträgt das Gewicht bei einem Manne 135 bis 140 Pfund; bei einer Frau 115 bis 120 Pfund. Gegen das 60. Jahr hin beginnt eine Gewichtsabnahme.

* **Jazzmusik als Todesursache.** Daß Jazzmusik alles andere als rein harmonisch klingt, dürfte wohl als eine bekannte Tatsache gelten. Daß eine Auseinandersetzung über diese Frage zu einem Duell, dazu noch auf offener Straße, führen kann, klingt allerdings etwas verwunderlich. Vor einigen Tagen gerieten zwei farbige Musiker einer Jazzkapelle in Paris in heftigen Wortwechsel. Der Saxophonspieler Mackendrick behauptete, daß der Klang eines Saxophons viel reiner und schöner sei als der säuselnde Klang eines Banjos, der von dem Banjospieler Bechet verteidigt wurde. Die Diskussion nahm in einer Bar ihren Anfang und wurde auf der Straße fortgesetzt. Als wörtliche Argumente nicht zu genügen schienen, griffen die leidenschaftlichen Musiker zu Tätlichkeiten. Und zogen — als Faustschläge auch nicht genügten — ihre Revolver aus der Tasche, stellten sich in Positur und feuerten solange aufeinander los, bis einer, am Kopf schwer getroffen, zusammenbrach. Dem Duell fielen leider auch mehrere unbeteiligte Straßenpassanten zum Opfer. Ein Mann bekam einen Brustschuß, ein anderer einen Schuß in das Knie, während eine junge Tänzerin, von zwei Schüssen schwer verwundet, in bedenklichem Zustand im Krankenhaus liegt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.